

DIE NEUEN HAUSFRAUEN

In der satirischen TV-Serie «Desperate Housewives» sind die Hausfrauen frustriert, verzweifelt und verrückt. Doch wie sieht die Wirklichkeit aus? Warum entscheiden sich heute Frauen, ihren Job aufzugeben, um ihr Leben der Familie zu widmen?

TEXT: **JULIA HOFER, BARBARA KLINGBACHER** FOTOS: **ANNE MORGENSTERN**

Den ganzen Tag am Computer sitzen, sagt die 35-jährige Karin Egger, nein danke. Ursprünglich hat sie Zahnarztgehilfin gelernt, doch «da verdienst du so wenig, dass du deinen gesamten Lohn für die Kinderbetreuung in der Krippe ausgeben musst.» Wenn sie nach ihrem Beruf gefragt wird, sagt sie «Hausfrau» oder «Mami», und das durchaus mit Selbstbewusstsein, ob andere sie schief anschauen oder nicht. Obwohl ihr Sohn 15 Monate alt ist, denkt sie nicht an den Wiedereinstieg. «Er ist jetzt in einem spannenden Alter, ich würde viel verpassen.»

Kinder und Job vereinbaren? Auf diesen Stress kann sie verzichten. Schliesslich verdient ihr Mann, er arbeitet als Netzwerkdesigner bei einer Bank, genug. «Als Hausfrau bin ich mein eigener Chef», sagt sie, sie kann selbst entscheiden, ob sie zuerst mit Hund und Kind rausgeht, mit dem Sohn eine Legoburg baut oder den Küchenboden putzt. Natürlich sei das Hausfrauenleben nicht immer ein Zuckerschlecken, zum Beispiel, wenn der Kleine wieder mal nicht schlafen will. «Ich kenne jede Unebenheit unseres Parketts – so viele Stunden bin ich hier nachts schon hin und her gegangen.» Nach so einer Nacht trifft sie sich gern mit ihren Hausfrauenkolleginnen zum fröhlichen Klatsch. Einmal, sagt sie, hätten die «Sex and the City»-Fans spasseshalber zueinander gesagt, man sollte eine ähnliche Serie über Hausfrauen drehen. «Denn wir sind ein lustiges Grüppchen.»

Nach Ansicht der Trendforscher ist Karin Egger eine «neue Hausfrau», ein Frauentypus, der in Zukunft häufiger vorkommen werde und der die Feministinnen schaukeln macht. Die «neue Hausfrau» klinkt sich nach einigen Berufsjahren freiwillig aus dem Erwerbsleben aus und entscheidet sich für ein Leben als «Nur-Hausfrau». Nicht weil sie keinen Job oder Kinderbetreuungsplatz findet. Sondern weil sie keine Lust hat auf Doppelbelastung und auch noch Karrierestress. Schliesslich, so sind sich diese Frauen einig, bietet die Hausfrauenrolle oft mehr Gestaltungsfreiheit als ein Job. Voraussetzung dafür ist ein Partner, der Vollzeit arbeitet und überdurchschnittlich gut verdient. Im Gegenzug verlangt die «neue Hausfrau» wenig Mitarbeit im Haushalt und bei der Kinderbetreuung. Denn sie versteht sich als Projektarbeiterin, als professionelle Managerin des Familienlebens, und die Mutterrolle ist für sie eine Möglichkeit zur Selbstverwirklichung.

Ist die «neue Hausfrau» ein Minderheitenkonzept? Mitnichten. Auch viele gut bis sehr gut ausgebildete Frauen träumen davon, den stressigen Job, den nervigen Chef, das tägliche Ellbögen gegen ein «ganztlicheres» Hausfrauendasein einzutauschen. Die «New York Times» klagte kürzlich, gerade begabte Frauen klinkten sich häufig aus dem Beruf aus, wenn sie Mutter würden. Ganz im Gegensatz zu ihren eigenen Müttern fiel ihnen dieser Entschluss sogar leicht. Aus England verkündet die Bewegung der «Domestic Goddess»

(Hausgöttin), das Hausfrauendasein könne Spass machen, wenn man es nur als Lifestyle betrachte. Und in Deutschland geben immerhin fünfzig Prozent der Hausfrauen an, sie würden nicht arbeiten, weil sie «lieber Hausfrau als berufstätig» seien.

Diese Hausfrauen sind es leid, gering geschätzt zu werden. Sie haben nun ein Sprachrohr. «Unser Ziel ist, das Image der Hausfrauen zu verbessern», sagt Susanne Hänni, Präsidentin der ersten Schweizer Hausfrauengewerkschaft. «Denn viele meinen, der Haushalt gäbe doch immer weniger zu tun. Dabei hat sich das Berufsbild total verändert. Die körperliche Beanspruchung ist zwar gesunken, dafür muss man sich heute viel stärker mit den Kindern auseinandersetzen. Sie etwa in sozialen Kompetenzen fördern.» Der Wiedereinstieg ins Erwerbsleben hat hier keine Priorität: «Wir wollen, dass Haus- und Familienarbeit denselben Stellenwert besitzt wie Erwerbsarbeit. Und wir beziehen klar Stellung und sagen: In den ersten drei Lebensjahren ist das Kind besser betreut zu Hause.»

Die 38-jährige Susanne Hänni wurde mit 19 das erste Mal schwanger und hat inzwischen vier Kinder, das jüngste ist zehn. Sie machte die Matur, den Vorkurs an der Kunstgewerbeschule, wollte Grafikerin werden. «Bei meinen ersten beiden Kindern habe ich noch Vollzeit gearbeitet», sagt sie, «aber ich musste alles aneinander vorbeijonglieren. Mit der Geburt des dritten Kindes bin ich ausgestiegen und war erst mal richtig erleichtert. Es kehrte viel mehr

REGULA HINDERLING (43)

«Irgendwann hatte ich das Gefühl, weder die Arbeit als Lehrerin, noch die als Mutter richtig zu machen»

CONNIE RAIF-JOSS (37)

«Ich bin die bessere Mutter, wenn meine Work-Life-Balance stimmt»



Ruhe bei uns ein.» Die Hausfrauengewerkschaft, die Susanne Hänni vergangenes Jahr mit ein paar Mitstreiterinnen aus dem gleichen Ort gegründet hat, zählt inzwischen rund fünfzig Mitglieder. Sie ist nur eines der vielen Projekte, in denen Susanne Hänni aktiv ist: Sie engagiert sich auch in der Schulpflege, ist Präsidentin einer Spielgruppe und der Arbeitsgemeinschaft für praxisorientierte Schulreformen. Als ihr jüngstes Kind im Kindergarten war, sei ihr die Decke auf den Kopf gefallen. «Das geht vielen Hausfrauen so. Die einen suchen sich dann einen Job, die andern ein Projekt.» Sie findet Ehrenamtliches spannender: «Da kann man mehr eigene Ideen einbringen. Dafür stecke ich dann gern meine Wünsche etwas zurück, weil das halt weniger Geld bringt.» Susanne Hännis Ehemann ist Geschäftsführer einer Firma für Präzisionsmechanik und beruflich sehr eingespannt. Im Haushalt erwartet sie von ihm keine Hilfe. «Für mich stimmt es einfach besser, wenn wir nicht dauernd diskutieren müssen, wer was macht. Der Haushalt ist mein Job.»

Rund 324 000 «Nur-Hausfrauen» leben in der Schweiz. 2004 ist ihre Zahl das erste Mal seit Jahren wieder leicht angestiegen. Jede dritte Mutter mit Kindern unter 15 Jahren ist heute eine «Nur-Hausfrau». Auch wenn manche von ihnen gar nicht mehr zurück ins Erwerbsleben wollen, auch wenn sie sagen, ihr Leben als Hausfrau sei erfüllter – die Risiken sind alt-

bekannt: Die Frauen werden finanziell abhängig vom Einkommen des Ehemanns. Viele erleiden beträchtliche finanzielle Einbussen, wenn die Ehe scheitert, und verfügen oft über eine ungenügende Altersvorsorge. Zudem: Was kommt, wenn die Kinder gehen? 86 Prozent der Mütter würden dann gern wieder arbeiten, so eine Studie der Unternehmensberatungsfirma McKinsey. Aber nur jede Zweite findet ihren Wunschjob. Denn je länger eine Frau nicht im Erwerbsleben war, desto schwieriger wird der Wiedereinstieg. Wer etwas findet, muss sich meist mit einer weniger anspruchsvollen und schlechter bezahlten Stelle als vor dem Ausstieg begnügen.

Der Schweizerische Berufsverband der FamilienmanagerInnen hat dieses Problem erkannt. Er will dafür kämpfen, dass die Leistungen einer Hausfrau anerkannt werden. Und weil die Veränderung im Kopf beginnt, wird die Funktionsbezeichnung «Hausfrau» durch «Familienmanagerin» ersetzt. «Wir müssen den Wortschatz des Arbeitsmarktes anwenden, um dort ernst genommen zu werden», sagt Annemarie Ladon-Brunner, Initiantin und Präsidentin des Verbands. Eines der wichtigsten Ziele ist denn auch, den weissen Fleck im Lebenslauf zu füllen, das Wissen und Können aus der Familienarbeit in den Arbeitsmarkt zu transferieren. Frauen sollen sich während der Familienarbeit weiterbilden können. Und es soll möglich werden, Zertifikate zu erwerben für Kompetenzen, die man sich

zu Hause angeeignet hat. Der Verband setzt sich etwa dafür ein, dass Familienmanagerinnen zur neuen eidgenössischen Berufsprüfung «Führungsfachfrau/Führungsfachmann» zugelassen werden. Bisher muss man für die Zulassung mindestens ein Jahr lang ein Team geleitet haben. «Eine Familienmanagerin bringt diese Erfahrung oft auch mit», sagt Annemarie Ladon-Brunner. «Sie muss ja auch planen, organisieren, coachen und delegieren, wie ein Kadermitarbeiter, der drei oder vier Leute führt.» Annemarie Ladon-Brunner weiss, wie wichtig solche offiziell anerkannten Bescheinigungen auf dem Arbeitsmarkt sind. «Ich war selbst Personalberaterin für Kader und Spezialisten», sagt sie. «Ohne Zertifikat bringt es wenig, wenn eine Frau bei einer Bewerbung sagt: Ich bin Familienmanagerin, ich habe also Führungserfahrung.»

Was halten aber Personalchefs davon, aus Hausfrauen Führungsfachfrauen zu machen? Eine kleine Umfrage macht schnell klar, dass man in der Wirtschaft nicht allzu viel von diesen Plänen hält. Einem Personalchef einer Grossbank, die nicht namentlich erwähnt werden möchte, scheinen die Forderungen gänzlich unrealistisch. Die Diversity- und Recruiting-Managerin von IBM, Claudia Alban, sagt: Der Titel «Führungsfachfrau» wecke grosse Erwartungen, «aber ob eine Hausfrau dann auch tatsächlich Führungsqualitäten hat, kann man nur von Fall zu Fall entscheiden». Sie ist in ihrer Firma dafür verantwortlich, dass auch Homosexuelle, Behinderte und eben Frauen eine Chance erhalten. Und glaubt, dass man das Organisieren, Planen oder Motivieren oder das Aufbauen und Unterhalten eines sozialen Netzwerks durchaus auch im Familienalltag lernen kann. Entscheidend sei aber: «Wie viele Kinder sind da? Und wie sind Haushalt und Familie organisiert? Handelt es sich wirklich um ein perfektes kleines Unternehmen oder um einen Alltag, in dem jeweils gerade die nächste Katastrophe abgewendet wird?»

Und auch wenn die Hausfrau sich in einem anspruchsvollen Grosshaushalt bewährt hat: «In der Arbeitswelt braucht es zusätzlich zweierlei. Man muss fachlich auf dem neusten Stand sein und kommunikative Fähigkeiten haben. Denn es ist nun einmal nicht dasselbe, ob man Kinder motivieren kann, ihr Zimmer aufzuräumen, oder

DIE HAUSFRAUEN SIND ES LEID, GERING GESCHÄTZT ZU WERDEN

**SUSANNE HÄNNI (38)**

«Als ich aus dem Beruf ausgestiegen bin, war ich erst mal richtig erleichtert»

ein Team zu Höchstleistungen antreiben kann.» Deshalb empfiehlt Claudia Alban Hausfrauen, während der Familienpause unbedingt mit der Arbeitswelt in Kontakt zu bleiben, fachliche Weiterbildungen zu besuchen, Fachzeitschriften zu lesen und wenn möglich hie und da einen temporären Job anzunehmen. «Das erleichtert später den Wiedereinstieg.»

Wie hoch der Preis ist, den man für den Ausstieg aus dem Berufsleben bezahlt – sei er auch noch so kurz –, zeigt das Beispiel der 37-jährigen Connie Raif-Joss. Die Betriebsökonomin hat einen Master of Science in Communication Management und war vor der Familienpause bei Swiss Re verantwortlich für den weltweiten Markenauftritt. Grosser Gestaltungsspielraum, Führungsaufgaben, ein Budget im zweistelligen Millionenbereich – ein rundum toller Job. Als das erste Kind kam, reduzierte sie auf achtzig Prozent. Beim zweiten Kind wollte sie noch mehr reduzieren. Doch das war mit ihrer Funktion nicht zu vereinbaren. Also wurde sie Hausfrau. Rund eineinhalb Jahre lang.

Mit ihrer neuen Aufgabe konnte sie sich nur beschränkt identifizieren: Würde sie nach ihrem Beruf gefragt, kam ihr «Hausfrau» nicht über die Lippen, lieber bezeichnete sie sich als PR-Beraterin – mit dem Zusatz «zurzeit bin ich zu Hause». Das Hausfrauendasein füllte sie nicht aus: «Bis anhin war ich immer intellektuell gefordert gewesen, nun hatte ich keine anderen Themen mehr als die Kinderthemen.» Sie war es gewohnt, sich mit ihrem Partner, in leitender Funktion bei Credit Suisse tätig, über den Berufsalltag auszutauschen, «nun erzählte er, ich hörte zu». Morgens um zehn Uhr bekam sie Anrufe von Telefonverkäufern, die vor dem eigentlichen Verkaufsgespräch fragten: «Sie wissen, was ein Computer ist?» Sprach sie andere Hausfrauen auf das Problem des eintönigen Lebens am Herd an, hiess es vorwurfsvoll: Kinder sind doch so spannend – reicht dir das nicht?

Connie Raif-Joss wurde bald klar: «Ich bin die bessere Mutter, wenn meine Work-Life-Balance stimmt.» Sie braucht Selbstbestätigung. Also einen Job. Doch wie einen geeigneten finden? Von Headhuntern bekam sie Angebote, doch anspruchsvolle Teilzeitstellen waren keine dabei. Bewerbungen wurden abgelehnt, weil sie überqualifiziert war. Schliesslich fand sie eine Stelle



KARIN EGGER (35)
«Als Hausfrau bin ich mein eigener Chef»

als Head of Communications bei einem Unternehmensbereich von Ascom. Sie ist zufrieden, auch wenn es sich karrieremässig um eine «Seitwärtsbewegung» handelt: ein breiteres fachliches Spektrum, aber keine Führungsaufgaben mehr. Immerhin bleibt sie so am Ball.

Selbst wenn man wieder eine gleichwertige Stelle findet, kann der Joballtag schwierig werden. Denn über die Jahre haben sich nicht nur die Anforderungen des Berufs verändert – man hat sich auch selbst verändert. Und stellt vielleicht fest, dass der Beruf, der einst begeisterte, heute nicht mehr zu einem passt. Das hat Regula Hin-

HAUSFRAUEN SOLLTEN MIT DER ARBEITSWELT IN KONTAKT BLEIBEN

derling (43) erlebt. Sie ist nach zehn Jahren Hausfrauendasein wieder als Lehrerin eingestiegen. Und bald wieder ausgestiegen. Während der ersten Schwangerschaft vor zwölf Jahren fädelt das Lehrerehepaar ein Jobsharing ein. Dann wurde Regula Hinderling krank, konnte nicht arbeiten und sich nur teilweise um das Baby kümmern. Als sie zwei Jahre später endlich wieder gesund und erneut schwanger war, wollte sie die Zeit mit dem Baby nicht verpassen. Regula Hinderling sagt, sie sei eine sehr glückliche Mutter und Hausfrau gewese-

sen. Oft habe sie den Kinderwagen durch die Gegend geschoben und vor Dankbarkeit gestrahlt. Weil sie es als Privileg erachtete, nicht arbeiten gehen zu müssen.

Aktuell wurde der Wiedereinstieg, als das jüngere Kind in den Rudolf-Steiner-Kindergarten kam. Regula Hinderling begann Kurse zu belegen, besuchte Frauenwochen, machte eine Ausbildung in Sakraltanz, schnupperte als Serviertochter, begann zu Hause Förderunterricht zu geben. Dann wurde ihr ein 20-Prozent-Pensum angeboten in einer Einschulungsklasse.

Eineinhalb Jahre später hat sie den Job gekündigt. Sie sagt, sie habe Mühe mit dem Schulsystem gehabt, das Gefühl, den Kindern nicht gerecht werden zu können, weil sie nicht ganzheitlich unterrichten konnte. Zudem bekam ihr eigener Sohn in dieser Zeit Probleme, wollte nicht mehr zur Schule gehen, weinte viel. «Irgendwann hatte ich das Gefühl, keine Arbeit mehr richtig zu machen, weder die als Lehrerin noch die als Mutter.» Der Lehrerberuf habe ihr nur Energie geraubt, aber keine zurückgegeben. Als sie vergass, ein Kind von der Schule abzuholen, und beim Auto rechts einstieg, merkte sie, dass es so nicht weitergehen konnte: «Ich kam nach den Schultagen so erschöpft heim, dass ich mich nur noch hinlegen und meine Ruhe haben wollte. Es tat weder den Kindern noch mir gut. Also habe ich die Konsequenzen gezogen.»

Heute ist Regula Hinderling wieder hauptsächlich Hausfrau. Wenn sie ihren Be-



BRIGITTE KELLER (45)
 «Ich unterstütze meinen Mann, wo ich kann»

ruf angeben muss, schreibt sie manchmal «Mutter», manchmal «Mutter/Hausfrau», manchmal «Mutter, Lehrerin und Tanzfrau». Am Dienstagmorgen unterrichtet sie in ihrer Gemeinde Frauen in Sakraltanz, viermal im Jahr gibt sie einen Workshop. Sie schreibt jetzt wieder regelmässig Tagebuch, geht viel in die Natur und choreografiert Tänze. Herablassung, weil sie «Nur-Hausfrau» sei, habe sie nie gespürt. Aber manchmal sage die innere Stimme: «Du hast doch noch eine andere Aufgabe in der Welt!» Gern würde sie vermehrt Hochzeits- oder Taufrituale leiten. Oder Wochenendkurse für Frauen durchführen. Oder – ohne Druck und Zwang – mit Kindern arbeiten. Sie sagt: «Ich merke, dass es in mir gärt. Mein Potenzial drängt, und ich weiss noch nicht, wohin. Aber ich habe jetzt ja Zeit, es in mir reifen zu lassen.»

Statistisch gesehen machen Gestaltungsspielraum und Freizeit die «Nur-Hausfrauen» nicht glücklicher. Wissenschaftlerinnen an der Brandeis University in Massachusetts vermelden, dass die Zufriedenheit von berufstätigen Müttern trotz Stress deutlich über jener von «Nur-Hausfrauen» liegt, wenn der Job auch Freude macht. Das liege daran, so die Studie, dass ein Mensch zufriedener sei, wenn er verschiedene Rollen ausübe – also eben nicht «nur Hausfrau» sei. Forscherinnen der University of Wisconsin in Madison haben zudem empirische Daten der vergangenen zwanzig Jahre unter die Lupe genommen

und herausgefunden: Reines Hausfrauendasein erhöht die Depressionsgefahr. Mangelnde soziale Kontakte können eine depressive Erkrankung fördern. Ebenso die finanzielle Abhängigkeit vom Ehemann, wenn sie Gefühle der Machtlosigkeit auslöst. Gerade für jüngere Frauen ist die Auf-

BERUFSTÄTIGE MÜTTER SIND ZUFRIEDENER ALS «NUR-HAUSFRAUEN»

gabe des Berufs oft besonders schwierig. Denn sie haben in der Schule und im Elternhaus mitbekommen, dass ein guter Job für eine Frau genauso wichtig ist wie für einen Mann. Hausfrau werden bedeutet für sie, einen Lebensbereich aufzugeben, der bis dahin zentral gewesen war.

Aber der Lebensentwurf Hausfrau produziert auch Gewinner: Eine andere Studie, durchgeführt von der Queen's Mary School of Medicine in London, kommt zum Schluss, dass umgekehrt Männer deutlich weniger häufig an Depressionen erkranken, solange ihre Frauen keiner ausserhäuslichen Arbeit nachgehen. Nicht weiter erstaunlich, können sich die Ehemänner doch im sozialen Netz, das ihnen ihre Frauen spinnen, sicher und geborgen fühlen.

Brigitte Keller bereitet ihrem Ehemann mit Hingabe ein schönes Nest. Doch heute ist sogar sie, die perfekte Hausfrau, mit den

Nebenwirkungen des Hausfrauendaseins konfrontiert. Ein Jahr vor der Heirat gab sie ihre unsichere und körperlich anstrenghende Stelle als Verkäuferin in einem Gourmetlädeli auf. Sie begleitete ihren Zukünftigen lieber auf dessen Geschäftsreisen und kümmerte sich um die Hochzeitsvorbereitungen. «Ich hätte gar keine Zeit mehr gehabt, um zu arbeiten.» Seit einem Jahr wohnt die 45-Jährige mit ihrem Ehemann in einer exklusiven Siedlung. Kinder haben sie keine. Sie führt die Andockstellen der Staubsaugerröhren vor («der Staub wird zentral im Keller gesammelt»), die Poggenpohl-Küche («der Dampfgarer ist genial») und die Gästedusche («die ist noch nie benutzt worden»).

Brigitte Kellers Ehemann ist Geschäftsführer einer internationalen Firma, die im Bereich der Arbeitssicherheit tätig ist. Sie sagt: «Ich unterstütze ihn, wo ich kann.» Punkt acht Uhr zaubert sie das Abendessen auf den Tisch und bringt ihren Mann frühmorgens auf den Flughafen, wenn er verreisen muss. Das kulturelle Freizeitprogramm am Wochenende organisiert sie ebenso wie das Abendessen mit Freunden. Ausserdem ist sie in einem Ausschuss, der die Umgebung der Siedlung gestaltet. Ein Kinderspielplatz? Wie schafft man in den Atrien mehr Privatsphäre? «Das muss alles überlegt und entschieden werden.»

Mit den Jahren sei sie etwas einsam geworden, sagt Brigitte Keller. «Meine Freundinnen sind entweder berufstätig oder haben Kinder.» Sie kann ihre freie Zeit nicht richtig geniessen, «wenn ich eine Stunde lang Zeitung lese oder mir Zeit nehme, um Körper und Seele zu pflegen, habe ich ein schlechtes Gewissen». Dann lieber putzen. «Das hilft, wenn ich einen schlechten Tag habe.» Sie hat Angst, wie ihre Mutter depressiv zu werden, und merkt, dass es ihr gut tun würde, wieder berufstätig zu sein. Weil eine kurze Ausbildung zur Ernährungsberaterin nicht den erhofften Wiedereinstieg ins Berufsleben brachte, begann sie sich wieder als Sekretärin zu bewerben. Rund fünfzig Bewerbungen hat sie bis jetzt verschickt.

Der Ehemann unterstützt den Wiedereinstieg ins Berufsleben. Er ermuntere sie, sich Ziele zu setzen, die ausserhalb der Ehe und des Haushalts liegen. «Ich bin nicht dein Lebenssinn», habe er einmal gesagt. «Den musst du schon selbst finden.»